

Interview: Stefan von der Beck

Dr. Stefan von der Beck ist seit dem 22.11.2017 Staatssekretär im Niedersächsischen Justizministerium. Das Interview führte Frederike Hirt.

Was hat Sie dazu bewogen, mit dem Jurastudium zu beginnen?

In meiner Schulzeit war ich mir noch nicht sicher, was ich gerne machen wollen würde. Durch die Wehrpflicht hatte ich aber Zeit, mir meinen Studienwunsch etwas durch den Kopf gehen zu lassen. Bereits damals war ich gesellschaftspolitisch engagiert. So war ich bei Amnesty International und auch in der CDU aktiv. Diese frühe Auseinandersetzung mit Menschenrechten, aber auch die damals noch in den Sternen stehende deutsche Wiedervereinigung haben mich nachhaltig beeinflusst. Ich wollte an der Schnittstelle zwischen Politik und Verwaltung tätig sein. Das Jurastudium bot und bietet hierfür eine gute Ausgangslage. Dabei war die Entscheidung zu studieren – und dann auch noch Jura – für mich keineswegs selbstverständlich. Ich bin der erste in meiner Familie gewesen, der Abitur gemacht hat. Vor diesem Hintergrund hatte ich vor dem Studium großen Respekt.

Wie waren nach dieser Entscheidung ihre Erfahrungen im Studium?

Ich habe mich mehr oder weniger in das Studium gestürzt und hatte gerade aufgrund meines familiären Hintergrunds den ehrgeizigen Anspruch alles perfekt zu machen. Auf Empfehlung der Universität habe ich sogar vor dem Studium angefangen Lehrbücher zu lesen – etwas, was ich im Nachhinein nicht mehr als zwingend erforderlich ansehen würde. Schnell habe ich Bereiche gefunden, die mir ganz viel Spaß gemacht haben. Insbesondere das Staatsrecht hat mir mit seiner gesellschaftspolitischen Schnittstelle gefallen. Aber auch für das Bürgerliche Recht hatte ich etwas übrig. Die Vorstellung, wie Recht unser Zusammenleben strukturiert, welche Regeln Menschen sich selbst geben und wie ein Gemeinwesen sich ein Ordnungssystem schafft, finde ich bis heute faszinierend. Dazu zählen auch rechtshistorische Entwicklungen. Woher kommt der Vertrag? Was ist überhaupt Recht, ganz unabhängig von Gesetzen? All das, was wir heute als selbstverständlich in unserem Alltag wahrnehmen, hat irgendwo seinen Ursprung. Recht zu entdecken und zu erkennen – das ist letztlich das, was wir vom Studium bis hin zur Richterbank tun.

Wo und wann haben Sie studiert?

Ursprünglich wollte ich nach Hamburg, da ich dort auch mein Umfeld hatte und selbst als Statist in der Staatsoper tätig war. 1985 wurde ich dann von der Zentralen Vergabestelle für Studienplätze nach Würzburg geschickt. Es hat mir dort sehr gut gefallen und mich in der Annahme bestätigt, dass es sich lohnt stets Neues zu versuchen, sich im Fremden zu orientieren und an sich selbst zu wachsen. Aus diesem Grund bin ich im weiteren Verlauf dann nach München gewechselt.

Wie ging es dann weiter?

Ich habe mein Studium schnell abgeschlossen und hatte eine Referendarstelle in Ansbach in Aussicht. Aber es war nun 1990, die Zeit der Wende war da und die Ereignisse in der ehemaligen DDR haben mich sehr fasziniert. Das führte dazu, dass ich zum Referendariat dann doch nach Berlin gegangen bin. In dieser zur Umbruchszeit noch geteilten Stadt zu leben, hat mich sehr beeindruckt.

Sind Sie selbst einmal durch eine Übung/Klausur gefallen?

Nein, aber sicherlich waren auch einmal Klausuren oder Hausarbeiten dabei, die nicht zufriedenstellend ausgefallen sind. Ich hatte ein Stipendium und musste regelmäßig Leistungsnachweise erbringen. Deshalb war ich stets sehr auf gute Leistungen bedacht und habe entsprechend viel gelernt.

Wie viel Freizeit hatten Sie während Ihres Studiums?

Ich hatte trotzdem ein reges Freizeitleben. Ich habe die Nähe zu den Bergen genutzt und bin auch Ski gefahren. Auch war ich in einer Verbindung. Für die Freizeitgestaltung von Vorteil war, dass ich sehr effektiv und strukturiert gearbeitet habe.

Waren Sie während des Studiums im Ausland?

Ich bedauere es sehr, eine Möglichkeit zum Auslandsaufenthalt abgelehnt zu haben. Ich wollte schnell mit dem Studium fertig werden. Einerseits aufgrund meines familiären Hintergrundes, andererseits, um mit dem Abschluss etwas in der Hand zu haben. Ich würde es aber jedem nahelegen, solche Chancen zu nutzen.

Wie hat sich Ihre Examensvorbereitung gestaltet? Haben Sie an einem kommerziellen Repetitorium teilgenommen?

Zum Repetitorium war ich bei Hemmer, habe mir dort aber nur die Unterlagen abgeholt und mich weitgehend eigenständig vorbereitet. Daneben habe ich bestimmt 100 Übungsklausuren geschrieben. Klausuren zu schreiben würde ich auch jedem dringend empfehlen. Schließlich begegnet man dort immer wieder den gleichen Problemen, lernt am besten mit unbekannten Dingen umzugehen und optimiert letztendlich auch den Schreibstil und das Schriftbild. Daneben habe ich Wert darauf gelegt, mir Freiräume zu bewahren: Am Sonntag einen freien Tag einzubauen und nicht bis spät in die Nacht zu lernen.

Welchen Ratschlag haben Sie für die Examenskandidatinnen und -kandidaten?

Entscheidend ist ein strukturiertes Vorgehen mit einem guten Zeitplan. Das Studium und im Besonderen die Examensvorbereitung sind ein Marathonlauf. Man muss seine Kräfte gut einteilen, Freiräume schaffen und sich auch einmal erholen können. Das gilt ebenso für das Referendariat.

Unser Werkzeug ist das Denken und dabei kommt es darauf an, sich die Freiheit und die Offenheit des Denkens zu bewahren. Dazu gehört auch einmal nichts zu machen und sich zu erholen. Dabei darf einen nicht das ewige schlechte Gewissen einholen. Bei einer guten Vorbereitung ist das nämlich unbegründet und übt einen unnötigen psychischen Druck aus.

Was würden Sie gern unseren Leserinnen und Lesern aus den unteren Semestern mit auf den Weg geben?

Ich würde empfehlen, kontinuierlich zu lernen. Sie müssen von Anfang an am Ball bleiben und nicht erst im dritten oder vierten Semester anfangen. Daneben hilft es in der eigenen Freizeit viel zu lesen. Unsere Sprache ist unser Handwerkszeug. Wenn es in einer Klausur um eine gute Argumentation geht, hilft ein großer Wortschatz, die Fähigkeit Gedanken zu ordnen und verständlich zu kommunizieren. Wer mehr liest, kann das meiner Erfahrung nach besser.

Eine weitere ganz wichtige Sache, die ich mit auf den Weg geben möchte, ist das Folgen oder auch Entdecken des eigenen Kompasses. Es gilt sich nicht davon lenken zu lassen, was andere erwarten, sondern den Mut zu finden, eigene Entscheidungen zu treffen. Das wird auch später

im (Richter-)Beruf ganz entscheidend sein. Keine Sorge: Diesen Kompass kann man im Verlauf des Studiums entwickeln und auch in der Praxis lernt man viel dazu.

Was machen Studierende heute anders als früher, was machen sie besser und schlechter?

Verändert hat sich sicherlich die Art der Informationsbeschaffung. Einerseits ist es toll, sich auf schnellem Wege Dinge aneignen zu können. Andererseits muss man diese Fülle von Angeboten auch richtig einordnen und filtern können. Es kommt viel stärker darauf an, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden. Damit wachsen die Studierenden heutzutage auf und gehen anders damit um. Ob das nun besser oder schlechter funktioniert, vermag ich nicht zu bewerten.

Welche Herausforderungen/Probleme sehen Sie auf die zukünftige Generation von Juristinnen und Juristen zukommen?

Unser ganzes Leben wird komplexer. Das betrifft auch die Fälle, die die Gerichte, Staatsanwaltschaften oder Behörden zu entscheiden haben. Gefährlich ist auch der Reiz des Medienkonsums. Wir müssen uns die Fähigkeit beibehalten uns auf ein Thema zu fokussieren. Wenn stets das Handy daneben liegt, wird das schwierig. Das ist wahrscheinlich die höchste Kunst: Sich zu konzentrieren und diese Arbeitsdisziplin zu erlernen/beizubehalten.

Was kann das Justizministerium/die Politik tun, um unsere Generation auf diese Herausforderungen vorzubereiten?

Langfristig wird es unweigerlich auf die Digitalisierung des Prüfungsbetriebes zugehen. Jedenfalls diskutieren wir bereits darüber und suchen nach Wegen es umzusetzen. Je früher die Einführung in das digitale Arbeiten stattfindet, desto besser wird man später auch damit umgehen können. Gerade auch hinsichtlich der Übermittlung der Klausuren ans LJPA oder an Korrektorinnen und Korrektoren bieten sich da neue Chancen und schnellere Abläufe.

Sobald es um Ausbildungsfragen geht, dürfen aber auch die Universitäten nicht unberücksichtigt bleiben, da sie viel näher an den Studierenden sind. Sache der Politik ist es viel eher, diese in ihren Bemühungen zu unterstützen, den Prüfungsstoff regelmäßig neu zu überdenken und den Rahmen der Ausbildung festzulegen.

Die Reform des Jurastudiums und des Referendariats ist ständig in der Diskussion und so alt, wie die Wissenschaft selbst. Wie bewerten Sie den derzeitigen Ausbildungsmodus?

Das Modell des Einheitsjuristen, also die stufenweise Ausbildung im ersten und zweiten Examen, hat sich bewährt. Es war die richtige Entscheidung das Bachelor und Master-System im Bologna-Prozess nicht auf die juristische Ausbildung zu übertragen. Besonders schätze ich an unserer Ausbildung, dass Wert auf strukturiertes Denken gelegt wird. Das Argumentieren am unbekannten Fall, der Schluss vom Allgemeinen aufs Konkrete – das ist es worauf die juristische Ausbildung weiterhin ihren Fokus legen sollte.

Wie wird sich die Arbeit von Juristinnen und Juristen in der Zukunft verändern, welche Rolle trauen Sie der Digitalisierung (kurzfristig) und künstlicher Intelligenz (langfristig) dabei zu?

Ich sehe ein großes Potential in der Digitalisierung der Justiz. Dabei geht es um mehr als um das Abbilden bisheriger Arbeitsschritte. Wir erschließen uns auch in der Informationsbeschaffung sehr viele Möglichkeiten. Sicherlich kann man durch technische Mittel auch die Strukturierung des Vortrags verbessern. Vielleicht gibt es dort auch Möglichkeiten im Bereich der künstlichen Intelligenz, damit wäre ich aber vorsichtig. Die Maschine kann oder sollte den Menschen nicht ersetzen, solange es um Wertungsentscheidungen geht. Und diese begegnen uns in unserer juristischen Tätigkeit andauernd. Das fängt bei der Glaubwürdigkeitseinschätzung eines Zeugen an und hört bei ethischen, gesellschaftlichen Fragestellungen auf.

Sie haben in den 90er Jahren zu dem Thema „Die Konfiskationen in der Sowjetischen Besatzungszone von 1945 bis 1949“ promoviert. Was hat Sie daran begeistert und wie blicken Sie auf Ihre Promotionszeit zurück?

Die Promotionsphase war sehr prägend und fordernd. Ein eigenes umfangreiches Werk erarbeitet zu haben, birgt aber auch ein Erfolgsgefühl. Ich war zu der Zeit noch in Berlin und war von dem gesamten Prozess der Wiedervereinigung mitgerissen. Mein Doktorvater hatte mir daraufhin das Thema vorgeschlagen. Mich mit den Folgen des Zweiten Weltkrieges und der darauffolgenden Teilung Deutschlands auseinandersetzen zu können, aber auch den Bezug zu Menschenrechtsverletzungen herzustellen, hat mich begeistert. Es war sehr spannend zu sehen, welche Folgen der Krieg auf juristischer Ebene ausgelöst

hat. Im Kern geht es um die Frage, wie mit Eigentum umgegangen worden ist.

Wie schwierig war es bei dem Thema und dann auch noch zu dieser Zeit nicht allzu sehr ins Politische zu verfallen?

Wenn Sie so wollen, hat das Thema eine große Schnittstelle zur Politik. Gerade im Staatsrecht ist das aber auch schwer zu vermeiden. Maßgeblich ist jedoch die Anwendung der rechtswissenschaftlichen Methodik, um die Linie zur Rechtspolitik nicht zu überschreiten. So habe ich mich zum Beispiel mit den Ausgleichsgesetzen ebenso auseinandergesetzt wie mit der Tatsache, dass Restitution und Entschädigung in der Besatzungszeit ausgeschlossen wurden. Ich saß in Berlin auch sehr gut an der Quelle, um zu recherchieren. Beispielsweise waren die Verordnungen der Besatzungsmächte frei zugänglich.

Unter welchen Voraussetzungen würden sie Absolventinnen und Absolventen eine Promotion empfehlen?

Eine Promotion würde ich nur Absolvierenden nahelegen, die eine gewisse Leidenschaft für das wissenschaftliche Arbeiten mitbringen und ein Thema haben, für das sie brennen. Ich rate davon ab, es alleine des Titels wegen anzustreben. Dafür gibt es heutzutage andere Ersatzmöglichkeiten, wie beispielsweise den LL.M. Darüber hinaus würde ich anmahnen, das Vorhaben stringent durchzuziehen und sich nicht für andere abzuarbeiten.

Sie haben als Richter in der Justiz angefangen und sich an das Justizministerium abordnen lassen, wo Sie als Leitender Ministerialrat tätig waren. Anschließend waren Sie am Oberlandesgericht Oldenburg Leiter des Ambulanten Justizsozialdiensts und danach Vorsitzender Richter. Wie vielfältig ist eine Karriere in der Justiz und wie planbar ist sie?

Planbar ist sie nicht, aber das ist auch das Schöne daran. Ich wollte in die Justiz. Mich hat es gereizt, eigenständig zu entscheiden, am Menschen dran zu sein und letztendlich auch helfen zu können. Mir war auch klar, dass ich nicht sieben Tage die Woche durchweg arbeiten wollte, nur um mehr Gehalt zu bekommen und eine große Karriere vor mir zu haben. Die Freiräume, die ich schon zu Studienzeiten sehr geschätzt hatte, wollte ich mir auch damals erhalten. Das schließt auch mit ein, frei denken zu können, die Zeit zu haben, mein Wissen und meinen Blickwinkel zu erweitern.

Bereits beim Amtsgericht stellte ich fest, wie viele Weiterentwicklungschancen einem in der Justiz geboten werden. Ich wollte mehr Sachen sehen und hatte Spaß am Wechseln. So kam es, dass ich in der jeweiligen Position immer im Blick hatte, was sich anschließen könnte.

Wie haben Sie Ihren Weg nach Ihrem Einstieg als Proberichter wahrgenommen?

Ich hatte das Glück, als Proberichter sehr schnell an das Oberlandesgericht als Präsidialassessor abgeordnet zu werden. Mein Aufgabenspektrum lag dort im Bereich der Justizverwaltung. Später bin ich am Landgericht Oldenburg planmäßig tätig geworden. Dann hat sich sehr rasch eine Erprobungsmöglichkeit am OLG ergeben, sodass ich dort als Richter angefangen habe. Mir hat bei der Arbeit der persönliche Kontakt etwas gefehlt. Das Klingeln des Telefons, das eigenständige Organisieren, die Planung der Termine – im Amts- und Landgericht ist man da eher in der Verantwortung. Durch meine frühe Erfahrung in der Justizverwaltung habe ich nach Möglichkeiten gesucht, zurück in die Verwaltung zu kommen. Dann hat sich die Chance geboten, als Leiter des Personalreferats ins Justizministerium zu gehen. Eine Tätigkeit, die mir große Freude bereitet hat. Als die Abordnung zu Ende war, wurde 2009 der Ambulante Justizsozialdienst neu gegründet, auf dessen Leitung ich mich beworben habe. Dort war ich fünf Jahre lang bis ich den Richterberuf letztendlich doch vermisst habe. Zuletzt habe ich am OLG Oldenburg dann den Vorsitz in einem Senat für Familiensachen übernommen.

Würden Sie ihre Tätigkeit im ambulanten Justizsozialdienst näher beschreiben?

Der Ambulante Justizsozialdienst (AJSD) umfasst die ehemaligen Gerichts- und Bewährungshelfer. Neben Staatsanwaltschaft, Strafgerichtsbarkeit und Strafvollzug ist er gewissermaßen die vierte Säule der Strafrechtspflege. Meine Aufgabe war es, moderne Strukturen für die Bewährungshilfe zu schaffen. In der Zeit war ich auch Geschäftsführer der Stiftung Opferhilfe, eine Tätigkeit, die mit dem AJSD eng zusammenhängt. Ich habe viele Standorte besucht und mich Diskussionen über Resozialisierung und alternative Strafsanktionen gestellt. Über meine Tätigkeit im AJSD bin ich auch mit der deutschen Stiftung für internationale rechtliche Zusammenarbeit in Kontakt gekommen. Im Rahmen dessen bin ich das erste Mal 2010 in

der Republik Moldau unterwegs gewesen, um die Idee der Resozialisierung und der alternativen Sanktionen zu vermitteln. Es schlossen sich unzählige Reisen an – nach Jordanien, Armenien, Albanien, Kroatien, Georgien, Namibia, Marokko, Kosovo und Nord-Mazedonien.

Wie sieht die Tätigkeit als stellvertretendes Mitglied am Staatsgerichtshof aus und wie kommt man dorthin?

Ich habe sehr viele Stationen in der Justiz durchlaufen und durch parteiliches Engagement stets auch politische Kontakte unterhalten. Letztlich wurde ich für das Amt vorgeschlagen. Das war für mich eine große Ehre. Als stellvertretendes Mitglied hatte ich aber keine eigene Tätigkeit in Rechtssachen, sondern wäre nur eingesprungen, falls das Vollmitglied ausgefallen wäre. Damit das im Ernstfall auch funktioniert, haben wir uns im Staatsgerichtshof regelmäßig getroffen und ausgetauscht.

Was ist das Besondere an dem Amt eines Staatssekretärs? Was gefällt Ihnen am meisten?

Als Staatssekretär bin ich an der Schnittstelle zwischen Politik und der Verwaltung des Justizministeriums – also zufälligerweise genau das, was meine ursprüngliche Motivation Jura zu studieren ausgemacht hat. Meine Aufgabe ist einerseits die Leitung des Hauses, andererseits die Umsetzung der politischen Entscheidungen mit diesem Apparat. Die Ministerin und ich entwickeln sehr viel gemeinsam. Während ihr die politische Deutungshoheit zukommt, kümmere ich mich um die Durchführung.

Mir gefallen die Vielseitigkeit, die Gestaltungs- und die Kommunikationsmöglichkeiten mit vielen anderen Menschen. Es ist großartig, etwas für die Justiz machen zu können und gleichzeitig noch in einem politischen Umfeld zu sein. Dadurch, dass ich an so vielen verschiedenen Stellen in der Justiz unterwegs war, habe ich einige Einblicke in die Justiz und weiß, wo angesetzt werden muss.

Haben Sie Pläne für die Zukunft?

Ich habe viele Pläne für die Ausübung des Amtes des Staatssekretärs bis zum Ende der Legislaturperiode. Ich habe den Anspruch, hier noch etwas zu bewegen und zuzupacken. Das Tolle an unserem demokratischen System ist aber auch, dass die Zeit hier begrenzt ist und bei der nächsten Wahl neue Personen ins Amt kommen könnten. Was danach folgt, habe ich noch nicht konkret überlegt.

Langfristig kann ich mir den Richterberuf am besten vorstellen.

Hätten Sie sich auch eine andere juristische Tätigkeit vorstellen können? Wenn ja, welche?

Ich hatte nach der Schule auch über ein BWL/VWL-Studium nachgedacht. Entscheidend ist für mich letztendlich aber die Motivation gewesen, anderen Menschen zu helfen. Tatsächlich wäre deshalb auch der medizinische Bereich für mich in Betracht gekommen. Ich würde die juristische Tätigkeit im Nachhinein aber niemals austauschen wollen.

Welche Bücher können Sie unseren Leserinnen und Lesern für die Freizeitlektüre empfehlen?

Der Sprung in den Brunnen von Hubertus Halbfas.

Welches Restaurant besuchen Sie gerne in Hannover?

Das Amici Mieì auf der Lister Meile kann ich sehr empfehlen.

Zuletzt etwa Spontanes: Wenn Sie mich auf die Palme bringen wollen, dann wenden Sie sich an mich und sagen:

„...“?

Jegliche Formen der Intoleranz und Ignoranz sind für mich unerträglich.